

Leistner, Bernd: Doch tueckisch harrt das Lebewohl zuletzt. Zu Goethes Gedicht „An Werther“, in: Von Goethe bis Moerike. Nachworte zu deutschen Gedichten, Erkelenz: Altius-Verlag 2001, S. 51-60 (hier S. 53-54).

Seit 1780 bereits beschäftigte er sich mit dem Projekt jenes „Tasso“-Stückes, dessen Titelfigur der des Romans so sichtlich verwandt ist. Hinreichend dokumentiert ist die komplizierte und langwierige Entstehungsgeschichte des Dramas: Der es zu fügen strebte, hatte der Welt sich unverdrossen zu stellen gelernt und dabei auch seinen Blick geschärft für die nüchtern ins Kalkül zu ziehenden Disparitäten des Weltlebens – und zugleich aber steckte in diesem „Tasso“-Autor noch immer der leidend anspruchsvolle und anspruchsvoll leidende Werther. Geschlagene neun Jahre vergingen, bevor das Stück – also erst nach der italienischen „Wiedergeburt“reise – endlich zum Abschluß gebracht werden konnte: jenes Stück, das den neuen Werther gewiß wiederum hineinstürzen läßt in die Katastrophe und ihn aber vorführt als einen Protagonisten, dem sich eine Perspektive denn doch noch zu öffnen vermag. Und für diese Perspektive ist ausschlaggebend, daß ihm dichterisches Vermögen eignet: Der Zurückgestoßene, in seinem Selbstgefühl Vernichtete kann der tödlichen Alternative dadurch die Stirn bieten, daß er sich seines poetischen Talents erinnert. Die Fähigkeit, Trost durch Vergleichung zu erlangen, besitzt der werthersche Tasso nicht; sein Leiden entzieht sich ihm aller Vergleichbarkeit. Gerade so aber, er weiß es, wird dieses Leiden auf elementare Weise den Dichter in ihm erfassen und im Vorgang des Schreibens vom Schrei zur Sprache finden:

Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, Alles ist dahin! – Nur Eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt – Und mir noch über alles –
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,

Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.⁶

Damit aber spricht Tasso kaum etwas wesentlich anderes aus als das, was mit dem „Werther“-Roman sein Autor bereits längst praktiziert hatte. Im Dreizehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ – die Stelle ist nicht minder berühmt als die zitierte „Tasso“-Passage – kam Goethe auf die Selbstmordgedanken, mit denen er seinerzeit umgegangen war, angelegentlich zu sprechen; von lebensverbitternder „Pein“⁷ ist die Rede, unter der er gelitten; und freilich mehr andeutend als explizierend heißt es da auch, er habe sich damals, indem er den Roman schrieb, „aus einem stürmischen Elemente gerettet“, auf dem er „durch eigne und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Übereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wider getrieben worden“ sei. Anschließend der Satz: „Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt.“⁸

Schreiben als ein Akt der Selbstbefreiung – und spezifischer zugleich: als ein Akt der Todesüberwindung. Gesagt wurde über Goethe, er habe an einer „Todesneurose“⁹ gelitten. Vielleicht aber sollte, genauer, davon die Rede sein, daß Goethe, sich des Todes zu erwehren, wieder und wieder gegründeten Anlaß sah. Noch einmal kam er – und deutlicher – auf die „Werther“-Zeit im Brief an Zelter vom 3. Dezember 1812 zurück. Zelter hatte ihm Mitteilung vom Freitod seines Sohnes gemacht; kondolierend ging der von der Nachricht tief Getroffene spontan zum Du über; er schrieb:

Über die That oder Unthat selbst weiß ich nichts zu sagen. Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem spätern Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte.¹⁰

Und nicht also nur der „Werther“-Zeit ist in diesem Brief gedacht, sondern auch weiterer, „späterer“ Krisensituationen – wobei die Schiffbruchsmetapher bezeichnenderweise eben die ist, die schon im „Tasso“-Finale in Anspruch genommen worden war: „So klammert sich der Schiffer endlich noch / Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“¹¹